

Vortrag am 05.07.2016 in der Ringvorlesung "Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies"

Intersektionalität als Anspruch und Querschnittsaufgabe

Doris Gerbig, Dipl.-Soz., freiberufliche Wissenschaftlerin und Lehrbeauftragte,
Schriftdolmetscherin und Assistentin, Hamburg

Intersektionalität ist angesagt. Intersektionalität ist Herrschaftskritik. Intersektionalität ist komplex.

Intersektionalität ist ein hoher Anspruch. Intersektionalität ist Sensibilisierungsarbeit.

Intersektionalität ist wichtig.

Ich beobachte seit einiger Zeit, wie der Begriff an immer mehr Stellen auftaucht oder verwendet wird und dabei in gewisser Weise mehr und mehr an Ansehen gewinnt. Dabei frage ich mich manchmal, ist das jetzt begrüßenswert oder eher kritisch zu betrachten? Wahrscheinlich beides und ich werde jetzt in diesem Vortrag darauf eingehen, warum. Und wie in so vielen Fällen, gibt es auf diese Frage keine einfache Antwort.

Zunächst kurz zu mir und wie ich dazu komme, diesen Vortrag hier zu halten.

Ich habe Soziologie studiert und mich dabei früh im Studium auf die verschiedenen Formen von sozialer Ungleichheit spezialisiert. Für mich war also nicht interessant, wie die Gesellschaft ganz allgemein funktioniert, sondern eher warum sie nicht funktioniert. Oder für viele nicht funktioniert. Vor allem die Queer Theorie, Postcolonial Studies und später die Disability Studies haben mich affiziert, also begeistert und zum mit- und weiterdenken angeregt. Mein Weg zur Intersektionalität ging über Normen und die Macht, die sie ausüben, die Unterdrückung, die von ihnen ausgeht. Auch das Konzept der Heteronormativität, also der Norm weiblich oder männlich sein und jeweils das andere Geschlecht begehren zu müssen, bildete für mich einen wichtig Ausgangspunkt für weitere kritische Wissenschaften. Schließlich war meine Auseinandersetzung mit den Disability Studies und der politischen Bewegung von Menschen mit Behinderung ein wichtiger Augenöffner. Gerade für mich als weiße und nicht-behinderte Frau, wenn es um Normalität und Normativität geht.

Intersektionalität ist der Ansatz, der diese verschiedenen Perspektiven zusammen führen kann.

Dazu zunächst eine kleine Einführung und Entstehungsgeschichte.

Der Begriff selbst kommt vom englischen Wort „intersection“ und lässt sich mit Kreuzung oder Überschneidung übersetzen. Und die Kreuzung war auch das Bild, das Kimberlé Crenshaw, die den Begriff geprägt hat, verwendete. Sie analysierte Gerichtsurteile, die im Rahmen von Diskriminierungsfällen schwarzer Arbeiterinnen in den USA gefällt wurden und die nicht darauf eingehen konnten, dass die Frauen gleichzeitig auf Grund ihres Frauseins und ihres Schwarzseins Diskriminierung erfahren hatten. Die afro-amerikanische Rechtstheoretikerin regte dazu an, die

Metapher einer Straßenkreuzung für das Denken sich überschneidender Machtachsen zu nutzen.

Zitat:

„Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars travelling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a black woman is harmed, because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination” (Crenshaw 1989: 149)

Sie spricht hier davon, wie Diskriminierung ähnlich des Verkehrs in einer Kreuzung, mal in die eine und mal in die andere Richtung fließen kann. Wenn nun ein Unfall in der Kreuzung passiert, dann kann dieser von Autos verursacht worden sein, die aus jeder möglichen Richtung oder manchmal auch aus allen zu gleich gekommen sind. Die Verletzung einer Schwarzen Frau auf dieser metaphorischen Kreuzung, kann also rassistischen und/oder sexistischen Ursprungs sein.

Das ist also schon der wichtigste Kernpunkt: Intersektionalität steht dafür, wie die verschiedenen Machtachsen und Diskriminierungsformen sich überkreuzen. Zum Teil auf personaler Ebene, Menschen können von Mehrfachdiskriminierung betroffen sein, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene, denn auch in vielen Diskursen oder sozialen Tatbeständen kommen beispielsweise Sexismus, Rassismus und Ableismus zusammen.

Ganz kurzer Exkurs: es gibt meines Wissens immer noch keine griffige Übersetzung oder deutsche Verwendung für den Begriff Ableismus und deshalb will ich ihn beibehalten. Wenn ich gefragt werde: aber wie würdest du das übersetzen? Dann am besten noch mit „Fähigkeitsnorm“, also der Norm, die davon ausgeht, dass Menschen fähig und selbstständig sein müssen und dabei in der Lage, bestimmte Dinge zu tun. Und dies ist bereits spätestens mit Hobbes in unsere westliche Philosophie und das vorherrschende Menschenbild eingeschrieben. Im Umkehrschluss bedeutet das, dass Menschen, die körperliche Beeinträchtigungen, kognitive oder kommunikative Schwierigkeiten haben, nicht als vollkommene oder vollständige Menschen anerkannt werden. Heutzutage würden dies nur wenige so zugeben. Dann frage ich mich aber, warum so wenige Unternehmen Menschen mit Behinderung einstellen? Oder warum Menschen, die behindert werden im täglichen Alltag der Stadt immer noch verächtlichen oder mitleidigen Blicken ausgesetzt sind oder so vielen Hürden begegnen? Sie werden auch häufig nicht mitbedacht, wenn es um politische Veranstaltungen geht, indem die Räume dafür nicht barrierefrei sind oder keine Kommunikationsassistenten bestellt werden. Dies alles sind Beispiele für Ableismus. Ich würde auch soweit gehen zu behaupten, dass die fehlende Sensibilisierung für das Thema Barrierefreiheit ein großer Teil des Ableismus ist, der in unserer Gesellschaft herrscht. Es ist ein unheimliches Privileg sich darüber eben keine Gedanken machen zu müssen!

Zurück zur Intersektionalität und ihrer Entstehungsgeschichte. Wie ich es unlängst in einem Seminar erklärt habe, sind es verschiedene Denk-, Begriffs- und Bewegungsgeschichten, die zum Teil parallel oder auch zeitlich ungleich abgelaufen sind. Der wichtigste Startpunkt für die Auseinandersetzungen mit ineinander greifenden Systemen der Unterdrückung sind also politische Kämpfe an verschiedenen Fronten. Vor allem die politische Bewegung und die Debatten von Schwarzen Frauen und Women of Color um Herrschaftskritik. Von besonders zentraler Bedeutung und als ursprünglich zu sehen, ist der Text „A Black Feminist Statement“, der in den 70ern vom *Combahee River Collective* verfasst wurde. Noch bevor es den Begriff als solches gab, wurde hier intersektionales Denken angewendet. Der zeitliche und politische Kontext der Entstehung des Textes war davon geprägt, dass der vorherrschende Feminismus dermaßen von weißen Mittelschichts-Positionen durchdrungen und bestimmt – und damit auch so rassistisch – war, dass Women of Color sich nicht darin mitgedacht/einbezogen fühlen konnten. Viel schlimmer noch, sie wurden auch aktiv ausgeschlossen.

Das Statement des Combahee River Collective enthielt bereits damals den Einbezug verschiedener Machtkategorien, die heute in Verbindung mit Intersektionalität als die gängige Triade ständig genannt werden: Race, Class und Gender. Allerdings denken sie auch schon die sexuelle Orientierung mit. Zu häufig werden in den westlichen und weißen Gesellschaften die Beiträge Schwarzer Frauen und PoCs allgemein zu großen und wichtigen Umwälzungen nicht entsprechend gewürdigt oder sogar verschwiegen. Der ChristopherStreetDay und die Geschichte der Stonewall Riots hier gerne mal als ein prominentes Beispiel dafür. Da dieser tatsächlich bahnbrechende Text nur in Englisch vorliegt, möchte ich hier einen kurzen Auszug in der eigenen Übersetzung zitieren:

„Wir haben erkannt und verstanden, dass die Befreiung aller unterdrückten Völker der Zerstörung der politisch-ökonomischen Systeme des Kapitalismus und Imperialismus sowie des Patriarchats bedarf. Wir sind Sozialistinnen, denn wir glauben daran, dass Arbeit für das kollektive Wohl aller organisiert werden muss, für die, die Arbeit verrichten und die Produkte herstellen und nicht für den Profit der Bosse. Materielle Ressourcen müssen gleichberechtigt unter denen verteilt werden, die diese Ressourcen erschaffen. Wir sind auf jeden Fall trotzdem nicht davon überzeugt, dass eine sozialistische Revolution, die nicht gleichzeitig auch eine feministische und antirassistische Revolution ist, unsere Freiheit garantieren kann.“ (Combahee River Collective 1978: 366, Übersetzung DG)

An anderen Stellen des Textes gehen sie auch auf den Heterosexismus als Instrument der Unterdrückung ein. Sie schreiben außerdem auch von den vielfältigen Schwierigkeiten, die Schwarze Feminist*innen haben, sich entlang ihrer intersektionalen Sicht auf Machtverhältnisse zu organisieren und fruchtbare Allianzen mit anderen sozialen Bewegungen bilden zu können. Er stellt

somit in vielerlei Hinsicht eine ganz wichtige Intervention und den Beginn des Denkens einer Mehrdimensionalität und der Verknüpfung von verschiedenen Machtachsen dar. Und ist auch nach so vielen Jahren immer noch aktuell.

Interlocking systems of oppression (ineinander greifende Systeme der Unterdrückung) war der Begriff, den die Frauen des Combahee River Collectives eingebracht haben. Kimberlé Crenshaw hat dann etwa 11 Jahre später den Begriff *intersectionality* geprägt. Dazwischen, danach und anderswo wurden auch noch andere Begriffe für das Phänomen verwendet und damit komme ich jetzt zur politischen Bewegung von Frauen, die behindert werden. Ähnlich der Interventionen von Schwarzen Frauen sind auch ihre Interventionen als wichtige Ausgangspunkte für das Streben nach intersektionalen Ansätzen der Herrschaftskritik zu sehen.

Elsbeth Bösl stellt in ihrem Text „Disability History: Grundlagen und Forschungsgegenstand“ fest, dass die Auseinandersetzungen mit Behinderung in den 70ern und 80ern durch eine positiv bejahenden und um Ausgleich für die, davor herrschende Miss- und Nichtbeachtung suchenden Art geprägt waren. Ein Umstand, der stark an das feministische Projekt 'Frauengeschichte' (*Herstory*) zu schreiben erinnert. Auch Frauen, die behindert werden, haben zu dieser Zeit auf die Mehrdimensionalität ihrer Unterdrückung hingewiesen, die im Mainstream-Feminismus ebenso keine ernsthafte Beachtung fand, wie die der Schwarzen Frauen auch.

Swantje Köbsell schreibt in ihrem Text „Eine Frau, ist eine Frau, ist eine Frau. Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung“, dass erste kritische Analysen zu diesem Thema 1983 erschienen und davor nur etwas vorlag, das sie als 'Bekennnliteratur' bezeichnet. Eine vermehrte Beachtung des Themas ab den frühen 90er Jahren, wird von ihr kritisch hinterfragt: Handelt es sich dabei um ein ernstgemeintes Interesse „oder um die 'Entdeckung' einer 'neuen' Randgruppe, nachdem die anderen inzwischen uninteressant geworden sind“ (Köbsell 1993: 33). Obwohl sie sich der Unterschiede in punkto sichtbare vs. unsichtbare und körperlicher vs. geistiger Behinderungszuschreibung, Klassenlage und Ethnizität bewusst ist, beschreibt sie in diesem Text grundlegende Charakteristika der Lebenssituation von Frauen, die behindert werden:

„Zur Charakterisierung der besonderen Situation von Frauen mit Behinderung wird gerne der Ausdruck „Doppelte Diskriminierung“ verwendet, im Englischen 'Double Handicap' (doppelte Beeinträchtigung). Doppelte Diskriminierung, weil sie in Personalunion zwei gesellschaftlichen Gruppen angehören, die Diskriminierungen ausgesetzt sind: Frauen und Behinderten. Dabei vereinen sie nicht nur die Diskriminierungen beider Gruppen auf sich; vielmehr potenzieren sich die Diskriminierungen bei diesem Zusammenspiel. Man könnte sagen, daß sich die traditionelle Diskriminierung von Frauen und Behinderten hier wie durch

ein Prisma verstärkt.“ (Köbsell 1993: 34)

Verschiedene Lebensbereiche werden von ihr unter diesem Effekt beleuchtet. Köbsell zeigt auf, wie Frauen, die behindert werden, sowohl auf dem Arbeits- als auch auf dem Heiratsmarkt benachteiligt sind, d. h. ökonomisch also große Härten hinzunehmen haben und in vielen Fällen der Entscheidung für oder gegen eigene Kinder beraubt werden. Außerdem werden an viele normalisierende und schmerzhaft (operativen) Zurichtungspraxen vollzogen und sie sind häufiger als nicht-behinderte Frauen, sexueller und/oder häuslicher Gewalt ausgesetzt. Relativ aktuell und den letzten Punkt unterstreichend, ist die Studie "Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland" aus dem Jahre 2011 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Die „prismatische Verstärkung“ von Verletzlichkeit entlang der Achsen Behinderung und Geschlecht stehen also im Zentrum von Köbsells Betrachtung, wobei Klasse hier durchaus mitgedacht ist. Die sich zeitlich daran anschließende Dekonstruktion von Behinderung seit den 1990er-Jahren speiste sich theoretisch nach Bösl auch aus den Erfahrungen der Gender Studies. Die Zurückweisung von Universalisierungen und Naturalisierungen (alle Frauen sind eben so) oder Dichotomien (es gibt nur Männer oder Frauen) werden auch hier aufgegriffen. Immer mehr Forscher*innen in den Disability Studies zeigen beispielsweise,

„dass nicht soziale Unterschiede auf Behinderung beruhen, sondern vielmehr Behinderungskonstruktionen auf wahr- oder angenommenen Unterschieden. Die essentialistischen Dichotomien von 'behindert/nicht behindert', 'normal/anders', 'naturhafter Körper/Gesellschaft' werden zunehmend als diskursive Projekte der Moderne zurückgewiesen.“ (Bösl 2009)

Zeitlich geht diese Entwicklung zusammen mit dem *discursive turn*, also der Erkenntnis in und durch kritische Wissenschaften (wie beispielsweise dem Poststrukturalismus), dass die Dinge nicht einfach so sind, sondern dass wir sie als Menschen mit unserem Tun und Denken erst zu dem machen, was sie sind. Dies gilt im Besonderen für soziale Unterschiede und strukturelle Ungleichheiten.

Die Entstehung intersektionalen Denkens ist also im Feminismus verwurzelt, vielmehr in der Kritik am Mainstream-Feminismus. Dieses Wort ist eine Hilfskonstruktion, denn es gibt und gab zu keiner Zeit einen einheitlichen Feminismus. Es waren aber immer eher die „ausgeschlossenen“ oder „marginalisierten“ Feminismen, die die wichtigsten Impulse dafür geliefert haben. Getragen von Frauen, die von Mehrfachdiskriminierung betroffen waren und versuchten, dies in Begriffen und Konzepten zu fassen. Wie diese Einführung gezeigt hat, spielt der Kontext, in dem die Diskriminierung stattfindet eine Rolle.

In gegenwärtigen aktivistischen Kontexten und sozialen Bewegungen ist Intersektionalität eine anspruchsvolle Praxis und Sensibilisierungsarbeit. Wenn zum Beispiel Queer-Feminist*innen heute nicht mehr die üblichen Ausschlüsse (re)produzieren wollen, die bereits vom Black Feminism der 70er angesprochen wurden, weil sie sich auf die Fahnen geschrieben haben auch anti-rassistisch und barrierefrei sein zu wollen, dann muss vieles berücksichtigt werden. Dann genügt es nicht, Heterosexismus anzuprangern und „all genders welcome“ oder „refugees welcome“ auf die Flyer für die Demo oder die Party zu schreiben. Die vertiefte Auseinandersetzung mit den verschiedenen Diskriminierungsformen und die Bereitschaft zu lesen und zu hören, was Mehrfachbetroffene zu sagen haben, ist eine Grundvoraussetzung für intersektionale politische Praxis. Barrierefreiheit beginnt im Kopf und entsprechend auch damit, die eigenen Privilegien zu erkennen. Wenn ich also die Ressourcen und die Zeit habe, beispielsweise eine Kundgebung zu organisieren, die auf bestimmte Missstände hinweist, dann wäre es mit einem intersektionalem Anspruch wichtig, nicht nur nach baulich barrierefreien Orten dafür zu suchen...

Wen will ich ansprechen/erreichen? Wie kann ich die Agenda oder das Programm so gestalten, dass diese Menschen sich auch angesprochen fühlen können? Wen brauche ich dafür im Team? Wer könnte entsprechende Beiträge ausarbeiten? Welche Dolmetscher*innen brauche ich? Wer könnte unsere Flyer und die Redebeiträge in leichte Sprache übersetzen? Wo finde ich Verbündete und eventuell weitere Sponsor*innen, damit ich Leute für ihre Arbeit bezahlen kann? Was muss ich an Schutzmaßnahmen ergreifen (Ordner*innen Awareness Team etc.)? Welche Expert*innen können mir sagen, was ich nicht berücksichtigt habe? Oder wo kann ich das vielleicht selbst nachlesen? Klingt kompliziert und aufwändig? Ja, ist es auch!

Gerade in aktivistischen Zusammenhängen erfordert der Anspruch intersektional sein zu wollen, viel Wissen um Diskriminierung, viel Auseinandersetzung mit Perspektiven, die vielleicht nicht meine eigenen sind und die Bereitschaft „mich belehren zu lassen“. Nun ist das nicht gerade eine Grundeinstellung, die wir als weiße nicht-behinderte Menschen von Kind an drauf haben. Aber es ist nie zu spät, Dinge zu erlernen und in anderen Kontexten wird das sogenannte „lebenslange Lernen“ sehr hoch geschätzt. Warum also nicht in der politischen Anti-Diskriminierungsarbeit!?

Wem das als Beispiel schon viel zu hoch gegriffen ist, gehen wir gerne noch einen Schritt zurück und zu den Dingen, die wir alle tun können.

1. Sprache ausmisten! Ja, intersektional denken erfordert - oder umgekehrt setzt voraus -, dass wir lernen, nicht schon mit unseren Worten in alltäglichen Begegnung oder den Gesprächen in der Aktivisit*innen-Gruppe herrschaftlich/kolonial/diskriminierend zu agieren. Aber auch hier: ohne eine bestimmte Form von Wissensaneignung wird uns das nicht gelingen. Wir erinnern uns an die,

in Deutschland heftig geführten Debatten, wenn es alleine nur darum geht, bestimmte Worte nicht mehr zu benutzen. Hier wird plötzlich Meinungsfreiheit eingefordert, wenn es darum geht diskriminierende Wörter weiter sagen zu wollen. Und „man wird doch wohl mal sagen dürfen“ kommt viel zu häufig vor. Aber wenn es erst darum geht, neue zu Erlernen, wie die selbstgewählten Bezeichnungen von Marginalisierten oder Mehrfachbetroffenen, dann ist diese Weigerung noch heftiger. Es gibt gute Gründe dafür, warum Sie „Menschen mit Lernschwierigkeiten“, „Gebärdensprachgemeinschaft“ oder „Geflüchtete/refugees“ sagen sollten. Um diese zu erfahren, müssen Sie auch keine Menschen suchen und belästigen, die von den entsprechenden Diskriminierungen betroffen sind, sondern nur die Suchmaschine Ihrer Wahl mit den entsprechenden Suchbegriffen benutzen. Wenn mehr als gute Gründe nötig sind, um die eigene Sprache anzupassen, dann liegt in der Regel ein anderes, als ein reines Wissens-Problem vor.

2. Die eigenen Lebenserfahrungen und die eigene Perspektive nicht zum Nabel der Welt machen! Nicht alle Menschen erleben alle Diskriminierungen. Das ist in den Strukturen der Gesellschaft, den Machtmechanismen und der sozialen Ungleichheit so angelegt. Bestimmte Positionierungen erleben kaum Diskriminierung und andere eben sehr viel. Reagieren Sie also, wenn eine andere Person etwas über eine Verletzung oder Diskriminierungserfahrung erzählt, besser nicht so schnell mit Sätzen wie: „Bei mir ist das aber nicht so!“ oder „Das kann ich mir gar vorstellen!“ oder „Das hat der aber bestimmt nicht so gemeint!“ Es ist oft nicht ganz einfach zu akzeptieren, dass es Menschen gibt, die hier so oder so behandelt werden und das oder das erleben. Und wenn Sie ganz ehrlich sind, wie oft haben Sie sich eigentlich schon mit einer Schwarzen, bisexuellen Frau im Rollstuhl über ihren Alltag in Deutschland unterhalten? Sie können einfach nicht alle Erfahrungen teilen oder selbst gemacht haben und es lohnt sich immer neue Perspektiven zu zulassen! Das eine bereichert, das andere ist ein herrschaftlicher Gestus, der Menschen in ihre Schranken und auf ihre vorbestimmten Plätze verweisen soll.

3. Hinterfragen Sie Gewissheiten über Menschen oder Menschengruppen, die in den Massenmedien gesetzt werden! Leider scheint die Vereinfachung von komplizierten Zusammenhängen gesellschaftlich sehr anerkannt und gängig. Das ist aber Gift für intersektionales Denken! Nur weil der Spiegel weiß, wie Muslim*innen leben oder denken, muss das nicht der Realität der vielen und sehr unterschiedlichen Menschen entsprechen, die dem muslimischen Glauben angehören. Ein differenzierterer Blick auf die Welt ist nicht in den Massenmedien zu finden und erfordert von uns, an anderer Stelle zu suchen. Auch hier: es gibt für alles Expert*innen. Die schreiben Blogs oder drehen Dokus, weil sie mehr als 3-Wort-Sätze zu sagen haben.

All diese Punkte haben etwas mit Informationsbeschaffung oder auch Unterlassen der alten Gewohnheiten zu tun. Alte Gewohnheiten, sind oft auch herrschaftliche Gewohnheiten und haben

uns das Leben auf Kosten anderer erleichtert. Es ist eben unendlich viel leichter, sich in einer Gesellschaft zurecht zu finden, wo alles auf dem angestammten Platz bleibt. Aber das ist das Gegenteil von Intersektionalität. Intersektionalität geht am besten zusammen mit Inklusion. Inklusion muss ich hier in der Vorlesungsreihe nicht ausführlich definieren. Das haben andere und sehr kompetente Menschen hier bereits getan. Ich möchte nur sagen, dass ich mit den Mitarbeiter*innen des ZeDiS die Definition teile, nach der Inklusion nicht eine neue Art von Integration für Menschen mit Behinderung ist. Sondern eigentlich eher der Anspruch, dass alle Menschen unabhängig von ihrer Herkunft, Geschlecht, körperlichen Verfasstheit oder Fähigkeit, das Recht und die Möglichkeit zur Partizipation haben sollen. Das wiederum bedeutet, dass eigentlich nichts und keine auf ihrem angestammten Platz bleiben sollte! Alle müssen sich bewegen, wenn Inklusion das Leitmotiv ist. Alle müssen sich bewegen, wenn Intersektionalität das Denkmodell ist.

Wird im akademischen Bereich von Intersektionalität gesprochen, so handelt es sich im besten Fall sowohl um die Theorie, die Politik und die Analyse. Schwierig wird es nämlich genau da, wo Intersektionalität losgelöst von politischen Bewegungen und Aktivismus quasi „klinisch“ betrieben werden soll. Der Begriff Intersektionalität wird heute in der deutschsprachigen Debatte zum Teil auf eine Art verwendet, die versucht, sehr unterschiedliche Diskussionen unter einer Bezeichnung zu fassen. Darin kommen aber die Strategien der Hegemonisierung, also das Streben nach einer (weißen-deutschen) Deutungshoheit, sowie nicht unerhebliche Bedeutungsverschiebungen zum Tragen:

„Dieser Umgang riskiert (a) die im deutschen Feminismus von minorisierten Frauen angeführten Debatten der 1980er und 1990er Jahre zu verschweigen; (b) diese Interventionen als politische Auseinandersetzung ohne theoretischen Wert zu klassifizieren; (c) die im englischsprachigen Raum in den 1970er und 1980er Jahren von Women and Queers of Color geführten Kämpfe zu 'ent-theoretisieren' und schließlich (d) eine theoretische Kontinuität nur über in institutionalisierten akademischen Netzwerken geführte Debatten zu erzielen. Gleichzeitig führt diese Herangehensweise zu einer unkritischen Betrachtung der Wirkungsweise verschiedener – aus unterschiedlichen historischen Genealogien und gesellschaftlichen Konstellationen hervorgebrachten - Macht- und Herrschaftsmechanismen.“ (Erel et.al. 2007: 239)

Wenn sich Analysen eigentlich nur auf eine Auswahl von Kategorien beziehen, zum Beispiel mit der festen Triade (race, class, gender) gearbeitet und die Kontextualität und Flexibilität aber vernachlässigt wird oder andere systematische und strukturelle Machtachsen nur beiläufig erwähnt werden – wie in einer Aufzählung – dann ist das nicht Intersektionalität. So einfach ist es eben nicht,

alle Machtachsen zusammen denken zu wollen! Auch wenn Geschlecht, Ethnizität und Sexualität inzwischen als annähernd gleichwertige Achsen der Unterdrückung wahrgenommen werden, bedeutet dies nicht automatisch, dass es auch zu entsprechenden diskursiven und materiellen Umverteilungen gekommen ist:

„Allzu oft fallen 'intersektionale' Diskussionen in eine additive Form zurück, welche mehrfach Minorisierte ausschließt. In dieser Repräsentationspolitik teilen sich weiße Lesben und Männer of Colour, weiße Schwule und heterosexuelle Migrantinnen die Diskursmacht auf Kosten von ethnisierten Schwulen, Lesben und Bisexuellen.“ (ebd.: 243)

Der benötigte und wichtige herrschaftskritische Rahmen, der eine klare Analyse spezifischer Unterdrückungsformen mit der Analyse des Ineinandergreifens unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse verbinden kann, erfordert nach Erel, Hartiworm, Rodríguez und Klesse insbesondere „eine textuelle Analyse immer auch in eine Analyse der materiellen Bedingungen einzubinden.“ (ebd.: 245)

Es ist also fahrlässig Kategorien schon vor der Untersuchung festlegen, gar hierarchisierend anordnen zu wollen oder die üblichen Triaden der Unterdrückungsformen anzurufen. Die Ausblendung der sozialen und politischen Kämpfe in Theorie- und Methodenentwicklung können zu akademischen Zirkelschlüssen führen. Die jeweils spezifischen zeitlichen, materiellen (ja, es geht hier um Geld und Ressourcen) und gesellschaftlichen Kontexte müssen in der Analyse Berücksichtigung finden. Verkürzungen oder Vereinfachungen haben in intersektionalen Analysen keinen Platz. Und vielleicht sind die bisher bekannten und erprobten Wege der Forschung und Auswertung auch ganz grundsätzlich nicht dafür geeignet. Es gibt ja einige Versuche, das unter dem intersektionalen Paradigma anders zu machen als bisher. Ob und inwiefern das vor dem eben geschilderten Hintergrund gelingt, kann ich diesem Vortrag nicht erörtern. Auch die Wissenschaftskritik als Ganzes kann ich hier nicht aufrollen. Aber es scheint mir wichtig, als Minimumstandard sozusagen, wissenschaftliche Statute wie Objektivität, Neutralität, Repräsentativität, Methodentreue oder Typenbildung zu Gunsten von situiertem oder positioniertem und kontextuellem Wissen über den Haufen zu werfen. Auch was die Wissenschaft angeht, muss sich einiges bewegen, wenn Intersektionalität das Denkmodell und das, die Analyse leitende Konzept ist.

Ein weiterer Kontext in dem Intersektionalität von großer Bedeutung sein sollte, ist die Praxis der „sozialen Berufe“. Ich meine das in einem sehr weiten Sinne und denke dabei nicht nur die Soziale Arbeit oder Pflegeberufe, sondern auch an Lehrer*innen, Ärzt*innen und Erzieher*innen, oder Menschen, die in Behörden oder Uni-Büros arbeiten, Trainer*innen in der beruflichen Fortbildung

aber auch Polizist*innen. Ihnen allen ist eines gemeinsam, sie haben tagtäglich mit Menschen zu tun. Auch wenn die Art und Weise sich hier sehr unterscheidet. Bei einigen ist der Umgang mit und die Prävention von Diskriminierungen Programm, bei anderen muss mensch sich fragen, ob die Diskriminierung selbst ihr Programm ist. Wer Polizeikontrollen in öffentlichen Verkehrsmitteln oder an Bahnhöfen beobachtet, Menschen mit Behinderung aus ihrem Alltag in der „Werkstatt“ berichten hört, oder schon mal eine Person beim Besuch der sogenannten „Ausländerbehörde“ begleitet, kann sich sicher vorstellen, was ich damit meine.

Vielleicht sind diese alltäglichen Vorkommnisse der Diskriminierung etwas, das von den meisten Menschen als „normal“ wahrgenommen wird: „Die Polizei muss sich ja nach irgendwas richten, wenn sie Personen kontrollieren“, „Aber die türkischen Jungs sind doch immer die aufsässigen in der Klasse“, „Es kann doch jetzt nicht jede Arztpraxis umgebaut werden, dass Rollstühle reinfahren können“ und so weiter...

Ich würde sagen, wir dürfen das nicht als „normal“ akzeptieren! Denn damit wäre auch gesagt: Diskriminierung ist normal und muss auch nicht abgeschafft werden. Das können einige Rechtspopulist*innen gerade im Moment wieder viel zu laut und fast überall behaupten. Wie ich bereits erwähnt habe, geht Intersektionalität ja gut mit Inklusion zusammen. Oder sollten sie, zumindest in der Praxis. Wie weit wir davon entfernt sind, soll das folgende Beispiel zeigen. Ich bleibe dazu erstmal bei den zukünftigen Lehrer*innen, denn ich habe diese für eine ganze Weile an der Uni unterrichtet. (Soziologie, qualitative Methoden, für Leute, die solche Fächer unterrichten werden) Einige echte Fehler in der Ausbildung der Lehramtskandidat*innen, die mir dabei besonders aufgefallen sind, hier in der kurzen Zusammenschau.

1. Soziale Ungleichheiten, Diskriminierung und ihre Auswirkungen in den Klassenzimmer war in der Lehramtsausbildung kein Thema. Die meisten von ihnen hatten zwar eine vage Ahnung, was das alles beinhalten könnte, haben aber zugegeben, dass ihre bisherigen Kurse diese Themen maximal gestreift haben. Es gab da etwas, das sich „Heterogenität im Klassenraum“ nannte oder so ähnlich, aber als ich dann nachgefragt habe, um was es dabei inhaltlich ging, hieß es: „Naja, wie wir halt Leute ruhig kriegen können oder bei Streit intervenieren sollten und so“.

2. „Wir wissen eigentlich alle gar nicht wie Inklusion gehen soll und wir haben total Angst davor!“ Auf meine Nachfrage, ob das in der Ausbildung nicht erklärt und vorbereitet würde, kam dann: „naja, wir hören halt immer, dass wir das jetzt zukünftig machen müssen. Aber eigentlich sind wir so schon überfordert und niemand steht uns da hilfreich zur Seite...“

3. Berichte aus den Praktika. Einige meiner Studierenden berichteten auch, wie sie die sogenannten I-Klassen (ja, in den meisten Schulen heißen die immer noch so) erlebt haben. Da gab es Geschichten von Extratischen, an denen die sogenannten I-Kinder sitzen mussten, die dann immer eher nach Hause durften oder bestimmte Sachen nicht machen, aber dafür ganz andere machen

sollten. Als Beispiel dafür: Deutsch-Förderunterrichtsstunden, obwohl die Kids genauso gut sprechen konnten, wie die anderen. Oder wie die anderen Kinder alle Bienchen als Fleißstempel gekriegt haben, die I-Kinder aber Pinguine und die Lehrerin auch sagte: „ja, diese Kinder sind eben besondere Kinder und kriegen besondere Stempel“.

4. Studentinnen mit Kopftuch berichteten mir, mit wie viel Extraanstrengung sie zum Abitur gekommen sind, sich jetzt an der Uni beweisen müssen, um dann bei den Praktika mit ganz offensichtlich anti-muslimischem Rassismus abgelehnt zu werden.

Es scheint also bei der Ausbildung von Lehrer*innen eher gewollt, dass bestimmte soziale Ungleichheiten schon an der Uni internalisiert und in den Praktika weiter fortgeführt werden sollen. Zumindest arbeitet das Curriculum hier an der Uni Hamburg nicht dagegen an. Vieles wird stillschweigend hingenommen, und manches diskriminierende Verhalten wird gefördert oder gerechtfertigt.

Nun ist das für viele nicht besonders verwunderlich, wir waren ja alle selbst irgendwann Schüler*innen und haben das alles miterlebt. Was mich daran aber geschockt hat war, dass es heute immer noch genauso wie damals ist, auch was das Material angeht, sowohl für die Lehrer*innen als auch für die Schüler*innen. Da hat sich kaum etwas getan.

Koloniales Denken wird weiter fortgeführt, Ableismus und Sexismus auch. Wenn die Berichte meiner Studierenden nicht übertrieben waren, dann zum Teil auch völlig unhinterfragt.

Dieser Bereich ist enorm wichtig für eine Gesellschaft. Alles was mit der Bildung und Erziehung junger Menschen zu tun hat, ist wegweisend. Wenn aber die Ausbildung der Verantwortlichen selbst noch in einem Zustand der anhaltenden Ignoranz verhaftet ist, wie sollen jemals Menschen diesen Bildungsapparat verlassen ohne entweder total traumatisiert, weil von Mehrfachdiskriminierung betroffen oder total arrogant und ignorant, weil mehrfach privilegiert und dabei bestätigt worden zu sein?

Gehen wir in andere Bereiche, wie die Soziale Arbeit, dann sieht das nicht automatisch anders aus. Als Lehrbeauftragte mache ich meine Seminare zum großen Teil in diesem Kontext. Auch diese Ausbildung legt großen Wert auf Methoden, Erziehungstheorien, Gesetzestexte und sogar Betriebswirtschaftliches, aber wenn es um soziale Ungleichheit und Diskriminierung geht, habe ich als Lehrende dort schon zu oft einen erschreckend niedrigen Wissensstand vorgefunden (was wiederum ja gut zu eben Gesagtem über den Bildungsapparat passt). Eine Studierende hat es unlängst in etwa so ausgedrückt: „Jetzt musste ich schon hier fast anderthalb Jahre studieren, ohne dass Intersektionalität oder Disability Studies überhaupt richtig behandelt wurde!“

Ihre Stimme ist aber nicht unbedingt repräsentativ, wenn es um die Haltung geht, mit der meine Inputs zu den Themen in diesem Kontext aufgenommen werden. Ich habe da schon einiges an Abwehr, Beschwörung von Bildzeitungswahrheiten, Beleidigungen meiner Person oder angehende

Tumulte erleben müssen. Ich kann mir das nur so erklären, dass die Beschäftigung mit Intersektionalität und die dazu zwingend auch notwendige Beschäftigung mit den eigenen Privilegien, sehr unangenehm ist. Vor allem, wenn Menschen sich bisher noch nicht mit Diskriminierung beschäftigen mussten. (Da wären wir wieder beim Problem mit den Lehrer*innen). Gerade im Bereich der Hochschulausbildung gilt, dass es nicht genügt Intersektionalität in einer Stunde innerhalb eines Seminars zu bearbeiten und dann zu glauben, dass „die Schuldigkeit damit erfüllt“ ist. So nach dem Motto: Ab jetzt können wir uns das Label auf die Fahnen schreiben.

Damit komme ich jetzt auch zum Abschluss und zu meiner sehr einfachen Forderung: Alle Menschen, die in irgendeiner Form mit anderen Menschen in verantwortungsvollen Positionen im Berufsleben oder -alltag zu haben, sollten intersektionale Sensibilisierungstrainings oder -programme machen. Nicht als kleiner Exkurs oder nur getragen durch wenige und sehr engagierte Einzelpersonen, die als Multiplikator*innen funktionieren und sich selbst dabei aufreiben. Sondern durch die Institutionen getragen und in den Ausbildungen programmatisch fest verankert, sollte dieses Wissen vermittelt werden. Das geht im Kindergarten los (Erzieher*innen erlernen also, wie es kindgerecht zu vermitteln ist), muss in der Schule (Schulfach: Anti-Diskriminierung) weitergeführt werden und dann vor allem auch im Studium oder in der beruflichen Ausbildung.

Es gibt eben kaum einen Bereich, in dem Intersektionalität nicht von Nöten wäre, um eine diskriminierungsfreiere Gesellschaft zu schaffen. Gerade deshalb ist es eine Querschnittsaufgabe. Auch wenn klar ist, dass dabei ähnlich wie bei der Inklusion, das Ziel beinahe unerreichbar und utopisch erscheint, bleibt die Forderung und der Anspruch richtig und wichtig. Hier gilt es noch darauf zu achten, dass nicht die gleichen Menschen, die diese Themen erfolgreich seit vielen Jahren aus den Lehrplänen und Curricula heraus halten, damit beauftragt werden, sie jetzt zu implementieren. Wenn die Frage danach im Raum steht, wer könnte denn sowas fundiert und verantwortungsvoll machen, dann fallen mir ganz schnell viele Leute ein, die ich dafür empfehlen würde! Und ja, auch das sollte ein Team von Expert*innen sein, die Wissen und Erfahrung aus den verschiedenen Bereichen mitbringen können.

Denn im sogenannten professionellem Rahmen wird schon viel zu lange und zu stur ignoriert, dass das Erfahrungswissen der Betroffenen von unheimlich großem Wert ist und wer die eigentlichen Expert*innen sind. Damit bin ich auch am Ende meiner Durchsage!

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit!

Literatur:

Bösl, Elsbeth (2009): Dis/ability History: Grundlagen und Forschungsgegenstand
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1113&type=forschungsberichte&sort=datum&order=down&search=b%C3%B6sl>

The Combahee River Collective (1978): A Black Feminist Statement, in: Zillah Eisenstein (Hrsg.): Capitalist Patriarchy and the Case For Social Feminism: 362-372.

Crenshaw, Kimberle (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, The University of Chicago Legal Fourm: 139-167.

Erel, Umut/Haritaworn, Jin./Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Klesse, Christian (2007): Intersektionalität oder Simulaneität?! – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse, in: Hartmann u.a. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden, 239-250.

Köbsell, Swantje (1993): Eine Frau ist eine Frau, ist eine Frau, ist eine Frau. Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung, in: Barwig/Busch (Hg.) Unbeschreiblich weiblich? Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung, München: 32-40

Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/publikationen,did=186150.html>